

Winden-Kinder klagen an

Fünf junge Menschen, die Erziehungsheime und Anstalten von
hineingeschaut und mit Verantwortlichen gesprochen. Lesen

Käthy, 18

Ich wuchs in einem Wohnwagen auf. Die Eltern stritten sich immer; als ich zwölf war, wurde ihre Ehe geschieden. Meine zwei Geschwister und ich kamen in verschiedene Heime. Als ich zwei Jahre versorgt gewesen war, schrieb ich dem Jugendamt, man solle mich herauslassen. Ich durfte eine Haushaltstelle in Lausanne annehmen und schloss mich den «Verlausten» an. So holten sie mich wieder nach Zürich. Das Jugendamt drohte: «Wenn wir Dich noch ein einziges Mal verlaust sehen, kommst du wieder in die Windel!» Als ich 18 war, begann ich, mit einem Rocker im Konkubinats zu leben. Einen Monat lang arbeitete ich nicht, weil er für mich sorgte. Dann kam die Polizei und sagte: «Du musst arbeiten, sonst wirst du wieder versorgt.» Ich fand eine Stelle und sollte am nächsten Montag anfangen. Am Freitag wurde ich, obwohl ich die Stelle nachweisen konnte, geschnappt und in die *Arbeits Erziehungsanstalt Kaltbach* in Seewen SZ eingewiesen.

Dort wurde ich wie im Zuchthaus eingekleidet: blaugestreifter langer Rock, wahre Monsterunterhosen, wolene Socken, Holzschuhe. Der Blüstenhalter war das einzige persönliche Kleidungsstück. Um sechs Uhr war Tagwache. Bis zwölf Uhr musste man strikken, bügeln oder auf dem Feld arbeiten. Letzteres war richtige Männerarbeit. Dafür bekamen wir einen Tageslohn von 15 bis 30 Rappen. Das Essen war grauenhaft: unappetitliches Schweinefleisch, Schwartenmagen mit langen Borsten, Wasserkaffee. Gekocht wurde mit Schweinefett. Morgens bekamen wir ein «Pfünderli» Brot. Das war das einzig Geniessbare.

Samstags bekamen wir jeweils Post. Rauchen war verboten. Einmal im Monat durften die Eltern einen besuchen: 15 Minuten und unter Aufsicht. Machte man eine Bemerkung gegen das Heim, hiess es: «Maul zu, oder die Eltern müssen gehen.» Beim Namen wurden wir selten gerufen. Es hiess: «Mach vorwärts, du Hure.»

Schreiben durften wir nur alle zwei Wochen. Ich schrieb einen Brief ans Jugendamt. Er kam nicht an. Es gab keine Behörde, an die ich mich wenden konnte. Verwalter Fuchs sagte mir einmal: «Ich gebe Ihnen einen Strick, damit Sie sich aufhängen können.»

Walter, 18

Ich war nicht gut in der Schule. Die Lehrerin schlug Luftveränderung vor. Ich war damals neun. Ich kam in ein Heim nach *Fürstenaubruck GR*. Das Haus gehörte der Lehrerin, die sämtliche Kinder — erste bis achte Klasse — gemeinsam unterrichtete. Pro Tag hatten wir vielleicht eine Stunde Schule. Der Rest war Hausarbeit, Gartenarbeit, Arbeit bei einem Bauern. Als ich zehn war, machten wir eine Schulreise nach Lenzerheide, Davos, Arosa — alles zu Fuss. Nachher schickte die Leiterin eine Rechnung nach Hause; sie fragte die Eltern vorher nicht, ob sie einverstanden seien.

Unsere Briefe wurden kontrolliert. Besuch bekam ich praktisch nie. Einmal wollte mich meine Gotte aus England besuchen. Ich durfte zwei Minuten mit ihr sprechen, dann wurde sie weggeschickt. Telefonierte ich mit den Eltern, hörte die Leiterin mit.

Zu dritt rissen wir einmal aus. Wir kamen bis Rapperswil, dort erwischte uns die Polizei. Als wir wieder im Heim waren, strafte uns die Leiterin dadurch, dass wir über Weihnachten nicht nach Hause durften. Strafen spielten bei Fräulein Soliva, so hiess die Leiterin, überhaupt eine wichtige Rolle. Bettnässer zum Beispiel erhielten Schläge. Es wurde auch sonst viel geschlagen. Als ich das erste Mal einen Kaugummi im Mund hatte, schlug man mich ins Gesicht. Einen andern Zögling schlug die Leiterin mit einem Setzholz auf den Rücken, bis er blau war; der Knabe war Asthmatiker. Baden durften wir nur unter Aufsicht der Leiterin oder einer Erzieherin. Man kitzelte uns beim Baden und lachte uns aus. Einmal drangen wir aus Lausbüberei ins Badezimmer ein, als die Mädchen badeten. Die Leiterin kam, und wir mussten die Hosen herunterziehen. Sie schlug uns vor den Mädchen auf den nackten Hintern.

Von Vertrauen zwischen den Kindern und der Leiterin konnte keine Rede sein. Einmal wollte ein Zwölfjähriger Selbstmord begehen. Wir konnten ihn noch rechtzeitig retten, als er aus dem Fenster springen wollte.

Veronika, 18

Ich könnte mir keine besseren Eltern vorstellen als meine. Wegen eines Blödsinns kam ich mit 13½ zum erstenmal in ein Heim. Ich vernachlässigte die Schule, ich verkehrte in einer Clique. Wir klawten einige Bierflaschen und wurden erwischt und eingelockt.

Ich sass drei Wochen im Bezirksgefängnis; ich war damals noch ein Schulmädchen. Dann kam ich nach Bern in ein Heim. Es war ein gutes Heim mit Swimming-pool, aber teuer. Am ersten Tag musste ich Kartoffeln auflesen. Ich weinte, und am zweiten Tag haute ich ab. Eine Woche später schnappte man mich in Luzern.

Dann kam ich in ein Heim, das ich persönlich schlimmer finde als Hindelbank, das *Loryheim in Münsingen*. Die Mädchen dort kamen mir nicht wie Mädchen vor. Sie waren zerbrochen, sie hatten keinen eigenen Willen mehr.

Die Leitung hatten ältere Weiber und zynische Volontärinnen. Männer waren im Heim verboten ausser dem Vater. Nur alle drei Monate, wenn man sich gut hielt, durften einen die Eltern besuchen. Nur am Sonntagnachmittag durfte man einen Brief schreiben. Sonst musste man in der Freizeit strikken oder sonst etwas «Nützlich» tun.

In den Winden wird man auch von den Insassen unglaublich geplagt. Die Stärkste hat recht. Es gibt sadistische Taufen: mit Nadeln stechen, mit Lötapparat Finger anbrennen. Man schlägt die Nächste, weil man sich gegen die Leitung nicht wehren kann.

Ich dachte immer: Wie komme ich hier heraus? Ich knüpfte Leintücher zusammen und flüchtete durchs WC-Fenster des dritten Stocks. Im zweiten Stock riss ein Knoten. Ich lag etwa drei Stunden auf einem Betonboden. Dann kroch ich zur Haustür und läutete. Es war das einzige Mal, dass ich in einer Winde um Hilfe bat. Nach einem langen Verhör kam ich ins Spital: Ich hatte einen schweren offenen Beinbruch.

Vier Monate war ich im Spital — am liebsten wäre ich dort geblieben. Dort waren sie nett mit mir, obwohl ich aus der Winde kam. In Bern haute ich noch mit dem Gipsbein ab. Ich hielt den Zwang nicht aus. Ich wurde wieder erwischt und kam nach Hindelbank.

Seit ich in Winden bin, bin ich schlecht. Man nennt mich «Windenkatze». Ich mache Sachen, die ich, denke ich vernünftig drüber nach, nicht tun sollte.

Ein Bericht von Sil Schmid,
Max Jäggi, Walter Bretscher
Fotos: Iwan P. Schumacher,
Reto Hügin, Felix Aeberli

innen kennen, klagen die Gesellschaft an. Die SE hat in Heime
Sie auf den nächsten Seiten das Ergebnis der Ermittlungen

Beat, 21

1964 liessen sich meine Eltern scheiden. Ich hatte lange Haare, das galt damals als etwas Furchtbares. Ich arbeitete immer, kam höchstens vielleicht abends einmal nicht nach Hause. Der Chef und die Mutter waren gegen mich. So wechselte ich in eine Firma, wo man lange Haare haben durfte. Der Chef war zufrieden mit mir. Nicht aber die Mutter; sie stellte die Alternative: Coiffeur oder Jugendamt. Um dem Konflikt auszuweichen, reiste ich nach Schweden. Ich fand dort aber keine Arbeit, und als ich zurück nach Zürich kam, hatte die Mutter einen neuen Mann gefunden, und ich war unerwünscht. Sie kochte eine Suppe und sagte: «Beat, jetzt kannst du gehen.» Dann fragte sie mich — es war der 31. Dezember: «Wohin gehst du?» Ich antwortete, ins Bahnhofbuffet. Im Bahnhofbuffet erwarteten mich zwei Bullen. Die Mutter hatte mich angezeigt.

Wegen meiner Gammlereinstellung musste ich zum Psychiater, weil ich für Freiheit und gegen das Militär war. Ich kriegte Arbeit und Wohnsitz im Gfellergut in Zürich. Später nahm ich ein Zimmer, doch die Vormundschaftsbehörde steckte mich daraufhin ins Burghölzli. Im Frühjahr 1967 wurde ich nach Kalchrain TG eingewiesen, obschon das psychiatrische Gutachten des Burghölzli niemals eine Anstalt empfohlen hatte. Man dachte vielmehr an den Besuch der Kunstgewerbeschule.

Nach fünf Tagen Kalchrain brachen wir zu dritt aus, wurden aber erwischt. Strafe: fünf Tage Arrest. Mitten in der Zelle ist die Toilette, spülen kann nur der Aufseher.

Im Sommer riss ich aus. Nach einem halben Jahr wurde ich in Basel geschnappt und wieder nach Kalchrain gebracht. Strafe für den Ausriss: kahlgeschorener Kopf und drei Tage Arrest. Geschlagen wurden wir mit Knüppel und Fäusten. Man kam sich vor wie im KZ.

Die Arbeit war deprimerend. Man durfte nie ausschneifen, und die Wärter konnten zu einem sagen: «Schaff, du faule Ente.» Wir arbeiteten täglich rund neun Stunden und bekamen miserables Essen.

Lisbeth, 18

Meine Eltern liessen sich scheiden, als ich 3 Jahre alt war. Zuerst kam ich zur Grossmutter, dann bis acht zum Vater, der wieder geheiratet hatte. Die Stiefmutter hasste mich, der Vater schlug mich mit dem Lederriemen. Ich war eben vorig. Dann kam ich zu Pflegeeltern auf einen Bauernhof. Ich wurde immer geschlagen. Es war schlimm.

Mit 16 haute ich ab nach Frankreich. Ich trampete zusammen mit einem Deutschen. Erster sexueller Kontakt. Nach 4 Monaten gingen wir hoch, der Freund war Pusher. Ich selbst nahm Hasch bis Morphinum. In Frankreich waren wir 2 Wochen im Gefängnis. Nach meiner Rückkehr in die Schweiz schloss ich mich den Verlausten an. Ich arbeitete in einem Restaurant. Als sie entdeckten, dass ich mit einem Verlausten zusammenlebte, schmissen sie mich hinaus. Einmal kam ich in eine Kontrolle, und obwohl ich nichts angestellt hatte, wurde ich versorgt.

Ich kam ins Appenzellische, ins Lärchenheim. Der Heimleiter ist Pfarrer, und das merkt man auch auf Schritt und Tritt. Jeden Sonntag mussten wir uns eineinhalb Stunden lang eine Predigt anhören, und jeden Morgen vor dem Essen gab's eine Morgenandacht. Sozusagen alle Mädchen fluchten über den Kirchgang und das ständige Beten.

Ich arbeitete zuerst drei Monate als Hausmädchen im Heim, erhielt dafür aber keinen Lohn. Dann wurde ich in die Stricknadelproduktion versetzt. Bei Akkordarbeit brachte ich es bis auf Fr. 2.50 in der Stunde.

Jene, die abgehauen sind und wieder geschnappt werden, kommen in den Strafdienst. Zuerst wird man angeschrien, dann untersucht, ob man Geld oder Briefmarken auf sich trägt. Fotos — beispielsweise eines Freundes — werden einem abgenommen. Dann wird man gebadet und nackt kontrolliert, ob man etwas versteckt habe. Man muss in ein Strafzimmer mit ausbruchssicheren Scheiben. Die Notdurft hat man nachts in einen Kübel zu verrichten.

Nach samstäglichem Filmabenden macht der Pfarrer seine Kommentare, statt mit Diskussion meist mit Strafpredigt verbunden; etwa mit dem Schlusswort: «Für euch hat es ja ohnehin keinen Sinn.»

Bitte blättern Sie weiter

Es ist traurig,
dass die meisten Menschen
so fest davon überzeugt
sind, ein böser Junge
wolle böse sein.
Sie glauben, mit Gottes
oder eines Stockes Hilfe
werde das Kind
die Kraft erlangen,
sich zum Gutsein
zu entscheiden

Alexander Sutherland Neill



Max Rindlisbacher, Kalchrain:
«Manchmal Ohrfeigen»

Von Liebe, Mitgefühl und Verständnis reden Heimleiter selten. Leiter haben nicht den Auftrag, aus unglücklichen Menschen

«Wir haben in unserm Heim ja nur Psychopathen und Querulanten, die im Leben draussen überhaupt noch nichts gewesen sind.» So urteilt Verwalter Albin Fuchs über die Insassen seiner Arbeitserziehungsanstalt Kaltbach in Seewen SZ. Doch nach den Gründen fragt er nicht.

«Nestwärme wollen wir ihnen bieten. Das ist die erste Voraussetzung für eine Nacherziehung.» So sieht Sachbearbeiter Franz Moggi von der Polizeidirektion des Kantons Bern den Auftrag der Mädchenerziehungsanstalt Loryheim in Münsingen. Doch statt Geborgenheit vermittelt man den Mädchen Ordnung und Zucht. «Der Aufenthalt in unserm Heim soll für die Buben nicht eine Strafe sein, sondern ein Versuch, sie zu bessern.» So interpretiert Bruder Meinrich seine Aufgabe als Leiter des Knabenerziehungsheims St. Georg in Knutwil LU. Doch die Zöglinge fühlen sich durch die Einweisung bestraft.

Sie stammen aus zerrütteten Familienverhältnissen, sie wurden vernachlässigt oder verstossen. Sie haben Schul-schwierigkeiten, sie sind aggressiv, sie fallen auf. Man nennt sie Liederliche oder Asoziale. Sie sind zwar Produkte unserer Gesellschaft, aber Verständnis dürfen sie von dieser Gesellschaft nicht erwarten. «In früheren Zeiten wurden diese Menschen ihres Versagens wegen bestraft, sei es, dass man sie körperlich züchtigte oder ihnen die Freiheit entzog.» *)

Und heutzutage?

«Zu mir kommen sie, weil die andern sie nicht mehr wollen.» Denn: «Es hat sich herumgesprochen, wenn jemand sie noch meistern kann, dann Frau Soliva.» Sylvia Soliva, die so viel von ihrer Autorität hält, besitzt in Fürstenaubruck GR ein Patrizierhaus. Und in diesen Mauern aus dem 17. Jahrhundert, in der Casa Sulegl, betreibt die «evakuerte Sonderklassenlehrerin

*) Aus dem «Referententführer betreffend das Gesetz über Erziehungs- und Versorgungsmassnahmen» im Kanton Bern.

im eigenen Haus» (Soliva über Soliva) ihr Kindererziehungsheim. 15 Mädchen und Knaben zwischen 9 und 16 Jahren leben zurzeit unter Fräulein Solivas Regime, das auf einem ausgesprochen autoritären Vorgesetztenbild basiert: «Ich bin sehr streng in der Schule; das ist das einzige Mittel, um die Kinder wieder hinzukriegen.» Und: «Wer fünf Schwatzstriche hat, muss strafs schreiben.»

Die Berechtigung für ihre erzieherischen Methoden wähnt Sylvia Soliva in der Herkunft der ihr anvertrauten Kinder: «Sie haben alle eine schlechte Erbmasse und teilweise organische Schäden. Die meisten sind Grenzfälle zwischen normal und debil, sozial sehr schlechtes Material.»

Sie spricht von Erbmasse und Material. Worte wie Liebe und Vertrauen — für die meisten der Heimkinder ohnehin unbekannte Grössen — kommen nur spärlich über ihre Lippen. «Die ganz Böswilligen», berichtet die Heimleiterin, «die legen mich immer rein.» Dazu Alexander Sutherland Neill, der 1921 in England die — grossenteils von «schwierigen» Kindern besuchte — freiheitliche Schule Summerhill gegründet und seither mit Erfolg geführt hat: «Das gedrillte Kind wird seinen Hass gegen die Autorität dadurch zeigen, dass es seine Eltern ärgert.» *)

Hervorstechendster optischer Eindruck in Fräulein Solivas Casa Sulegl: peinlichste Ordnung in sämtlichen Räumen, sorgsam beschriftete Schachteln für die Spielsachen, militärisch geordnete Gebrauchsgegenstände der Heimkinder. Und neben der Küchentür: ein Zettel mit der Überschrift «Polizei», auf welchem jede «Missetat» der Zöglinge mit einem Strafstrich vermerkt ist. Die Aussicht auf Strafe lässt Sylvia Solivas Buben und Mädchen parieren. Auf Vorwürfe ihres ehemaligen Zöglings Walter (Seite 28) angesprochen, reagiert die Heim-

*) Aus A. S. Neill, «Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung» (rororo-Sachbuch).

herrin eher ausweichend: «Einen Jungen blau geschlagen? Ich habe mal einen Buben mit einem Stöckchen angetippt. Er kratzte so lange an der kleinen Wunde, bis sie sich zu einer grossen ausgewachsen hatte.» Oder: «Wir sollen die Kinder beim Baden in sadistischer Weise kitzeln? Das sind doch Wunschträume, Phantasien. Das tönt nach Oswald-Kolle-Film.» Immerhin bestätigt Fräulein Soliva, dass «die Erzieherinnen den Kindern mit einem Bürstchen die Fusssohlen waschen». Auf die Frage, ob sie sich eine solche Reinigungskur am eigenen Fuss gern gefallen liesse, blieb die einfallsreiche Pädagogin («Ich habe Kinderpsychiatrie studiert») eine Antwort schuldig. «Währenddem das Strafrecht für Erwachsene sowohl dem Gedanken der Sühne und der Nacherziehung für den begangenen Rechtsbruch verhaftet ist, beruht das Recht der Minderjährigen in der Hauptsache auf dem Gedanken der Rettung und Fürsorge für den entgleisten Jugendlichen.» Mit solch vielversprechenden Worten bedachte Polizeidirektor Dr. Robert Bauder 1967 die Eröffnung der neugestalteten kantonalbernerischen Mädchenerziehungsanstalt Loryheim in Münsingen. Im Mund der Leiterin, Heidi Donau, allerdings nimmt sich das anders aus: «Loryheim ist für den Richter die letzte und härteste Massnahme, und die spricht er wirklich erst dann aus, wenn's nicht mehr anders geht.»

Nicht mehr anders ging es für 30 Mädchen zwischen 15 und 20 Jahren, die leichte Delikte — «Velodiebstahl, eine falsche Eintragung ins Hotelregister» — auf dem Kerbholz haben. Im Loryheim absolvieren sie eine Schneiderinnen-, Kranken- oder Säuglingspflegelehre und das Programm einer Fortbildungsschule. «Ich kenne keine Haushaltungsschule, die punkto Einrichtungen so schön ist», erwähnt Fräulein Donau mit Stolz. Mit ebensoviel Stolz weist sie das Resultat drakonischer Erziehungsmethoden vor: Beim Oeffnen

der Schulzimmertür stehen die nähernden Schülerinnen widerwillig stramm.

Ob Nestwärme, das fehlende «Daheim», in straff organisierten Anstaltsbetrieben überhaupt vermittelt werden kann, bezweifelt der Zürcher Amtsvormund Dr. Hansjörg Braunschweig: «In der Schweiz gilt für die Heimerziehung häufig ein militärisches Vorbild — die Heimordnungen sind erzieherisch im militärischen Sinn.»

Grössere Erfolgchancen haben kleine, meist private Heime. In Häusern mit Familiencharakter untergebracht, ersetzen sie Anstaltsdrill durch familiäre Strukturen und Umgangsformen. Beispiel: das Töchterheim Sonnhalde in Frauenfeld. Heimleiterin Hanni Pfister sieht denn auch ihre Aufgabe nicht in einer Nacherziehung mit erhobenem Zeigefinger: «Man muss die Mädchen lediglich so weit bringen, dass sie nach dem Austritt aus dem Heim in jener Umwelt, aus der sie zu mir kommen, wieder leben können. Denn in diese Umwelt kehren sie doch wieder zurück. Da dürfen wir uns keine idealistischen Illusionen machen.»

Die Sonnhalde-Mädchen wohnen in einem Dreifamilienhaus, in einem gewöhnlichen Wohnquartier Frauenfelds. Zwar beherbergt das Heim «teilweise recht schwierige Mädchen», doch das ist für Fräulein Pfister noch kein Grund, ständig hinter den Töchtern die Türen abzuschliessen. Die Mädchen arbeiten meist ausserhalb des Hauses, fahren zum Teil mit der Bahn zum Arbeitsplatz und dürfen hie und da tanzen gehen. Trotzdem kann Hanni Pfister begreifen, dass sich die Mädchen «versenkt» vorkommen. «Natürlich gibt's bei uns auch Zwischenfälle, natürlich kommt eins mal zu spät nach Hause oder reisst aus.» Aber eine Bestrafung ist deshalb nach Ansicht von Fräulein Pfister noch nicht notwendig: «Es gilt nicht zu bestrafen, es gilt, nach den Motiven — beispielsweise einer Flucht — zu





Heidi Donau, Loryheim:
«Härteste Massnahme»



Hans Huggler, Lärchenheim:
«Straffe Hausordnung»



Albin Fuchs, Kaltbach:
«Arrest ist das Beste»



Hanni Pfister, Sonnhalde:
«Käme ich in ein Heim, würde ich mich auch wehren»

Um so mehr von Arbeit, Ordnung und Disziplin. Denn Heimglückliche, sondern aus unordentlichen ordentliche zu machen



▲ Zöglinge der Arbeitserziehungsanstalt Kalchrain TG: Erziehungsmittel Nummer eins — Arbeit auf dem Feld, im Ross- oder im Kuhstall

◀ Dunkelarrestzelle der Arbeitserziehungsanstalt Kaltbach, Seewen SZ: Für unbotmässiges Verhalten acht Tage ohne Licht und Luft leben

▶ Heimindustrie in der Mädchen-erziehungsanstalt Lärchenheim, Lutzenberg AR: Parolen ernst gemeint



Bitte blättern Sie weiter



Vom Unrecht reden Windenkinder oft. Denn sie werden für ein Verbrechen bestraft, das andere an ihnen begangen haben

forschen.» Und: «Diejenigen, die abhauen, sind nicht die schlimmsten. Wenn ich in ein Heim käme, würde ich mich auch wehren.»

«Bei uns sind alle von Kopf bis Fuss einheitlich gekleidet. Viele sehen so besser aus als in ihrer privaten Wäsche.» Der Mann, dem das Aussehen der Zöglinge so sehr am Herzen liegt, heisst Max Rindlisbacher, ist ausgebildeter Pädagoge und Major der Schweizer Armee. Er leitet die Arbeitserziehungsanstalt *Kalchrain im Kanton Thurgau*, die Burschen und Mädchen im Durchschnittsalter von 24 Jahren beherbergt. «Wir wollen sie so weit bringen, dass sie in der Lage sind, sich nachher in der Gesellschaft zurechtzufinden.» Erziehungsmittel Nummer eins: Arbeit auf dem Feld, im Ross- oder im Kuhstall, in Küche und Weinkeller, als Maurer bei Bauarbeiten im Hause. Vertrauenswürdigere Kalchrain-Zöglinge verrichten ihr Tagwerk in auswärtigen Betrieben, Industrien oder Gemeindefabriken.

Eine Lehre kann in Kalchrain nicht absolviert werden. «Denn», so Rindlisbacher, «die Eintretenden sind weder intelligentmässig noch charakterlich zu einer Berufslehre fähig.» Dazu ein Zögling zur «SE»: «Wenn ich rauskomme, werde ich wieder als Automechaniker arbeiten. Aber das Arbeiten werde ich erst wieder lernen müssen. Hier habe ich es verlernt.» Dass Zwangsarbeit in meistens ungeliebten Berufen ein geeignetes Mittel sei, um Milieuschäden wieder gutzumachen («Bei uns sind alles psychologische Fälle»), bezweifelt Pädagoge Rindlisbacher nicht. Dass sie sowohl vom Einweisenden wie von rund sechzig Eingewiesenen als Strafe empfunden wird, billigt er «absolut». «Denn», kommentiert Rindlisbacher, «das Empfinden als Strafe rechtfertigt auch bei einem Zögling, der von zu Hause aus vernachlässigt wurde, den Erlass der Strafe nicht.»

Strafe muss im ehemaligen Kloster offenbar sein: Nach einem ausgeklügelten Punktesystem wird jeder Zögling allmonatlich qualifiziert, belohnt und bestraft. «Der Strafenkatalog beginnt mit dem Entzug von Vergünstigungen und endet bei Arrest oder der Versetzung in eine andere Anstalt.» Reisst ein Zögling aus, was bei tagsüber offenen Türen leicht möglich ist, gibt's Arrest und «Glatze»: Der Flüchtling wird kahlgeschoren.

Beats Anklage (Seite 29), dass Kalchrain-Insassen geschlagen werden, bestreitet Rindlisbacher höchstens teilweise: «Eine Ohrfeige hin und wieder schon. Aber traktiert wird hier niemand.» Auch die Zustände im Arrestlokal findet er durchaus human: «Der Wärter spült die Toilette, wenn er mal vorbeikommt. Das stimmt.»

Im appenzellischen Lutzenberg, «abseits vom verkehrsreichen Treiben unserer Zeit», bemühen sich der evangelische Pfarrer Hans E. Huggler, seine Gattin und 15 Mitarbeiterinnen mit frommem Sinn um die Zukunft «gefährdeter Mädchen». «Schulentlassene Töchter aus zerrütteten Familienverhältnissen, schwer erziehbar oder sittlich gefährdet, finden Aufnahme und sollen unter dem Einfluss des Evangeliums Jesu Christi zu einem fröhlichen und verantwortungsbewussten Leben geführt werden», verspricht der erziehende Geistliche. Und gleich betont er seinen Hang zur Autorität: «Unter einer strengen Hausordnung werden ein gesunder Gemeinschaftssinn und der Wille zur Eingliederung in die menschliche Gesellschaft angestrebt.»

Die Töchter in Hugglers *Lärchenheim* wissen indes nicht viel über Gemeinschaftssinn und fröhliches Leben zu berichten. Sie fühlen sich «eingesperrt» und ständig mit den «Moralpredigten des Pfarrers» konfrontiert. Dass zwischen dem Heimleiter und ihnen ein Vertrauensverhältnis bestehe, bestreiten sämtliche von der

«SE» befragten Mädchen; eine Achtzehnjährige gibt gar zu Protokoll, sie empfinde «richtigen Abscheu für diesen Menschen».

Pfarrer Huggler taxiert den Aufenthalt der Lärchenheim-Töchter «auf keinen Fall als Strafe»: «Wir sind eine Art Sanatorium für Leute, die psychisch erkrankt sind. Man sagt ja auch nicht, jemand, der mit offener Tuberkulose in ein Lungensanatorium eingeliefert wird, werde bestraft.» Immerhin: Ein Lungenkranker sieht in der Regel den Sinn eines Sanatoriumsaufenthalts ein — nicht so der Grossteil der verwahrten Mädchen. Und ausserdem: In einem Lungensanatorium gibt es Fachärzte — nicht so im Lärchenheim. Frau Huggler zu diesem Vergleich: «Glauben Sie, ein Pfarrer sei nicht befähigt, deroutierte Leute wieder auf den rechten Weg zu bringen?» Und ein Heimmädchen: «Ich wäre manchmal froh, wenn ich mit jemandem über meine Probleme sprechen könnte. Aber mit unserer Heimleitung ist das einfach nicht möglich.»

Auf ausgebildetes Erziehungspersonal wird im Lärchenheim nicht allzu grosser Wert gelegt. Pfarrer Huggler beruft sich statt dessen lieber auf die langjährige Erfahrung seiner Mitarbeiter, die das praktizieren, was sie sich «im Verlauf der Jahre» an pädagogischem Wissen angeeignet haben. «Unser Personal ist seit zehn bis zwanzig Jahren hier tätig. Und in der Bewertung des Heimpersonals gilt ja der Grundsatz: Personal mit zehnjähriger Tätigkeit entspricht ausgebildetem Personal.»

Albin Fuchs, der die *Arbeitserziehungsanstalt Kaltbach* in Seewen SZ leitet, hat noch mehr Dienstjahre vorzuweisen: «Ich bin jetzt 33 Jahre hier.» Allerdings auch ohne sonderliche Schulung: «Hier in der Anstalt ist die Ausbildung in erzieherischer Hinsicht nicht gross gewesen.» Ehe der Landwirt, der psychisch schwer angeschlagene Men-

schen betreuen sollte, 1937 «aufgrund meiner guten Arbeitszeugnisse» zum Verwalter in Seewen berufen wurde, arbeitete er in einer andern Anstalt: «Dort hatte ich mehr oder weniger den Gutsbetrieb unter mir.»

Das Haus, in dem Fuchs gebietet, war bis 1898 Zuchtthaus. Wer es heute betrachtet, hat keinen Anlass, hinter den Mauern etwas anderes zu vermuten. Dabei hält sich hinter den vergitterten Fenstern kein einziger Mensch deshalb auf, weil er etwa straffällig geworden. Verwalter Fuchs: «Seit 1962 haben wir nur 'Administrative', von den Vormundschaftsbehörden Eingewiesene, hier.»

Das «Gesetz über die Errichtung einer Zwangsarbeitsanstalt für den Kanton Schwyz vom 7. August 1896» bestimmt, wer — ohne gerichtliches Verfahren — in Kaltbach versenkt werden kann. Zum Beispiel «Personen, welche sich fortgesetzt ... einem tieferen Lebenswandel ... ergeben und infolgedessen öffentliches Aergernis erregen». Das Verfahren ist einfach: «Das Bezirksamt hört die Person, gegen welche der Antrag (auf Einweisung) gerichtet ist, an und prüft die eingereichten Akten. Es kann sie selbständig in gutfindender Weise ergänzen oder zur Vervollständigung zurückweisen.» Die «beschuldigte Person» darf zwar «auch eine Aktenvervollständigung verlangen», aber viel hilft das in der Regel nicht.

Anstaltsleiter Fuchs, der weibliche Insassen gern «Huren» schilt — und das auf Befragen auch nicht verneint —, bedauert, dass in seinem Haus «keine Strafgefangenen mehr» untergebracht sind: «Die waren immer gut. Wir hatten sie viel lieber als die Administrativen; die sind die viel schwierigere Kategorie.» Und: «Was wir heute kriegen, sind eben hauptsächlich Gebrechliche — körperlich und geistig.» Dabei schreibt das Anstaltsgesetz ausdrücklich vor, dass «Gei-

stesranke ... und Arbeitsunfähige ... nicht aufgenommen» werden dürfen.

15 Männer und 8 Frauen — darunter Minderjährige — sind zurzeit in Kaltbach interniert. «Jetzt kommen immer mehr junge Mädchen hierher, die in Heimen immer wieder davonlaufen», erklärt Albin Fuchs, «hier können sie das nicht, sie sind eingeschlossen.» Trotzdem können sie hier und da — übers Dach oder über die Mauer.

In den Genuss frischer Luft kommen die weiblichen Insassen kaum. Tagsüber arbeiten sie in der Anstalt, nachts schlafen sie in der Anstalt. Auf die Frage, ob denn die Mädchen nie aus dem Haus gehen dürfen, meint Hausherr Fuchs lakonisch: «Nein.» Und wohlwollend-ironisch ergänzt er: «Das heisst, sie können ins Höflein hinaus und auf den Balkon. Und im Sommer geht die Aufseherin hier und da mit ihnen ein bisschen in den Garten hinunter; wenigstens mit denen, die nicht gleich davonrennen.»

Bezüglich Strafen verfährt der Anstaltsleiter nicht zimperlich. Zum Vorwurf einer Ehemaligen, in Kaltbach werde oft geprügelt, meint Albin Fuchs: «Schlagen ist nach Gesetz verboten. Aber es wäre manchmal gut, es bekäme einer einen Watsch. Bei uns ist das immer das letzte Mittel. — Wenn einer gar nicht mehr will, bekommt er Arrest.» Denn Fuchs ist überzeugt: «Arrest ist auch heute noch das Beste und zugleich Harmloseste.» Arrest in Kaltbach — das bedeutet: eine Dunkelzelle von knapp fünf Quadratmetern Fläche, ein kaum handbreiter Luftschlitz in der Decke, eine Pritsche, zwei Nachtschirre, nachts eine Matratze. Kommentar des Verwalters: «Für die Männer ist es gar keine Strafe, wenn man sie nur zwei, drei Tage in der Arrestzelle unten lässt. Da braucht es schon eine Woche.»

Die Namen der Heimsinsassen wurden von der Redaktion geändert.

Bitte blättern Sie weiter



Gute Beispiele sind selten:
Fast ein Familientisch

«Heime» sind nicht immer Heime. Und Heimleiter nicht immer der gleichen Meinung. Lesen Sie, wie zwei von ihnen denken:

Sylvia Soliva

Casa Sulegi, Fürstenaubruck
 «SE»: Nach welchen Kriterien werden Ihre Zöglinge ausgesucht?
 Frau Soliva: Zu mir kommen sie, weil die andern sie nicht mehr wollen.
 «SE»: Wer weist sie ein?
 Frau Soliva: Der erste Anstoss zur Internierung geht von der Schule aus. Das Elternhaus kommt immer erst in zweiter Linie.
 «SE»: Was für Kinder schickt man Ihnen?
 Frau Soliva: Ich habe fast alles organisch hirngeschädigte Kinder. Sie sehen ganz normal aus, aber sie haben alle eine schlechte Erbmasse. Es sind Epileptoiden, das heisst Epileptiker ohne Anfälle. Die sind alle furchtbar aggressiv. Intelligenzmässig sind sie nicht verändert, aber die intellektuelle Leistung ist verlangsamt.
 «SE»: Was für Erziehungsmethoden wenden Sie an?
 Frau Soliva: Ich bin sehr streng in der Schule, das ist das einzige Mittel, um sie wieder hinzukriegen.
 «SE»: Worin äussert sich der Erfolg Ihrer Methoden?
 Frau Soliva: Der Erfolg ist gross. Man sieht es an der Schrift. Die Eltern ersehen daraus, dass man mit dem Kind arbeitet. Der Zweck heiligt die Mittel. Eines hat einmal einen Aufsatz siebenmal schreiben müssen. Ich habe nicht gewusst, ob ich das Kind überfordere. Ich musste herausfinden, was es nicht kann und was es nicht will. Da sagte ich: 'Wir gehen in die Ferien, und du bleibst da, bis der Aufsatz schön ist.' Da war der Aufsatz schön. So wusste ich, dass es konnte.
 «SE»: Warum übernehmen Sie so schwere Fälle?
 Frau Soliva: Es hat sich herumgesprochen: Wenn jemand sie noch meistern kann, dann Frau Soliva.
 «SE»: Und wie meistern Sie sie?
 Frau Soliva: Ich habe keine disziplinarischen Schwierigkeiten. Ich habe einfach Autorität. Ein Blick genügt.
 «SE»: Parieren dann die Kinder nicht einfach aus Schuldgefühlen?

Frau Soliva: Das ist Laienpsychologie. Alle reden von Schuldgefühlen. Das hat doch mit Schuldgefühlen überhaupt nichts zu tun.
 «SE»: Was ist der Zweck Ihrer Methoden?
 Frau Soliva: Der Zweck der ganzen Erziehung ist, dass die Kinder lernen, saubere Arbeit abzuliefern.
 «SE»: Strafen Sie viel? Bettnässer zum Beispiel?
 Frau Soliva: Bettnässer werden nicht einmal geschimpft — sie müssen nur ihr Pyjama waschen und Leintücher wechseln. Bei einem meiner Zöglinge war das Bettnässen eine neurotische Komplikation.
 «SE»: Ist Bettnässen nicht immer eine neurotische Komplikation?
 Frau Soliva: Nein, es kann auch eine epileptoide oder Verwahrlosungserscheinung sein.
 «SE»: Was haben Sie für eine Ausbildung?
 Frau Soliva: Ich habe Kinderpsychiatrie studiert und Heilpädagogik.
 «SE»: Wann haben Sie Ihre Ausbildung abgeschlossen?
 Frau Soliva: Das geht Sie nichts an. Vielleicht interessiert es Sie, dass ich zwei Lehrpatente besitze.
 «SE»: Wofür strafen Sie?
 Frau Soliva: Für Schwatzen in der Schule oder während der Liegestunde gibt es Schwatze. Vier haben keine Folge. Beim fünften gibt es zwölf Linien Schönschreiben am Sonntag.
 «SE»: Was müssen die Kinder schreiben?
 Frau Soliva: Zum Beispiel: «Oha, jetzt hat es mich wieder erwischt!» oder «Schreibst du so gerne am Sonntag?»
 «SE»: Sie sind Anhängerin strenger Erziehungsmethoden?
 Frau Soliva: Das ist eine dumme Frage. Ich bin Erzieherin. Wer nicht streng erzieht, erzieht nicht. In Amerika hat man gesehen, wohin das führt. Das hört bald einmal auf.
 «SE»: Worauf legen Sie besonderen Wert?
 Frau Soliva: Beispielsweise auf gute Tischmanieren. Wir essen hier sehr gesittet. Ich bin schliesslich in meinem ei-

genen Haus. Da muss es mir am eigenen Tisch auch wohl sein. Und schliesslich: Warum gibt man die Kinder ins Heim? Weil das andere ins Chaos geführt hat.
 «SE»: Wir danken Ihnen für dieses Interview.
Dr. Heinz Zindel
 Stiftung «Gott hilft», Zizers
 «SE»: Wie alt sind die Zöglinge Ihrer Heime?
 Dr. Zindel: Vom vorschulpflichtigen bis ins Lehrlingsalter.
 «SE»: Nach welchen Kriterien werden sie ausgewählt?
 Dr. Zindel: Um diese Frage zu beantworten, muss ich Ihnen die Geschichte unserer Stiftung kurz erzählen. 1916 gründete Vater Rupflin, ein Heilsarmeeoffizier, in Felsberg ein kleines Kinderheim. Das Heim in Felsberg wurde bald zu klein, und so sind bereits zehn solche Heime entstanden. Seit zwei Jahren haben wir nun hier in Zizers ein Heim für Leistungsschwache. Für Milieugeschädigte und Epileptoiden. Also für Kinder, die durch schwere frühkindliche Verwahrlosung leistungsgehemmt sind.
 «SE»: Was verstehen Sie unter «Epileptoiden»?
 Dr. Zindel: Das ist so ein Schlagwort für alle jene Fälle, die in keine Kategorie passen.
 «SE»: Was für Erziehungsmethoden wenden Sie an?
 Dr. Zindel: Wir glauben, dass man sehr, sehr locker sein muss, da diese Kinder zum Teil sehr aggressiv sind und man von ihnen nicht erwarten kann, dass sie sich gesittet verhalten, bevor die eigentliche Störung weitgehend behoben ist.
 «SE»: Auf welchem Weg versuchen Sie, Ihr Ziel zu erreichen?
 Dr. Zindel: Uns liegt sehr daran, dass wir grundsätzlich aus einer kleinen, familienähnlichen Gruppensituation erziehen können. Dass die Gruppenautonomie im Heim weitgehend gewahrt ist.
 «SE»: Sind Ihre Heime konfessionell geführt?
 Dr. Zindel: Wir gewähren unseren Hausvätern und Haus-

müttern glaubensmässig und erzieherisch einen gewissen Spielraum. Aber wir möchten unsere Zöglinge zu guten Christen erziehen.
 «SE»: Wie ist das Vertrauensverhältnis zwischen Heimeltern und Kindern?
 Dr. Zindel: Zum Teil sehr gut, zum Teil gut. Die Regel ist, dass das Kind sich mit beginnender Pubertät vom Heim ablösen soll, genauso wie es sich vom Elternhaus ablöst.
 «SE»: Was ist das konkrete Ziel Ihrer Erziehung?
 Dr. Zindel: Wir möchten das Kind so weit bringen, dass es als erwachsener junger Mensch fähig ist, sein Leben selbstständig zu gestalten. Es sollte fähig sein, einen Beruf selbstständig auszuüben.
 «SE»: Strafen Sie Ihre Zöglinge? Beispielsweise fürs Ausreissen?
 Dr. Zindel: Wenn ein Kind wegläuft, wird es nicht speziell bestraft, weil Ausreissen eigentlich kein Vergehen ist, sondern ein Symptom, dem man nachgehen muss. Die Hausväter berichten mir normalerweise, wenn etwas vorkommt. Letztlich zum Beispiel ist einem Erzieher die Geduld ausgegangen, und er hat einem sehr renitenten Pubertierenden eins ausgewischt. Sonst wüsste ich eigentlich nichts von Strafen.
 «SE»: Entlassen Sie Ihre Zöglinge als problemlose, integrierte Mitglieder der Gesellschaft?
 Dr. Zindel: Leider in den seltensten Fällen.
 «SE»: So ist es möglich, dass ein Mädchen, das hier von der Umwelt abgeschlossen war und ohne finanzielle Mittel in die Gesellschaft entlassen wird, beispielsweise Prostituierte wird?
 Dr. Zindel: Das ist wohl möglich.
 «SE»: Das wird aber von der Gesellschaft als ein Rückfall gewertet, der bestraft werden muss. Das bedeutet: Einweisung in ein strengeres Heim, in eine Arbeitserziehungsanstalt, beispielsweise Loryheim.
 Dr. Zindel: Das ist denkbar.
 «SE»: Dort kann das Mädchen im besten Fall eine Haushalt- oder Schneiderinnenlehre ab-

solvieren. Halten Sie strenge Zucht und Arbeit in einem ungeliebten Beruf für eine folgerichtige Fortsetzung Ihrer Erziehungsmethoden?
 Dr. Zindel: Diese Heime sind eine Gelegenheit, von der man wohl Gebrauch machen muss, weil keine besseren Heime vorhanden sind. Wir sind in dieser Beziehung noch lange nicht so weit, wie wir eigentlich sein müssten.
 «SE»: Gibt es in Ihren eigenen Heimen Dinge, die Sie verbessern möchten?
 Dr. Zindel: Ich habe zwei dringende Anliegen. Einmal sollten wir unbedingt die Betreuungszeit unserer Kinder verlängern. Sie kommen in einer Phase ihrer Entwicklung in ihre schwere familiäre Situation zurück, in der sie uns am nötigsten hätten.
 Zweitens möchten wir eine Fürsorgerpersönlichkeit berufen, die ein Netz von Betreuerfamilien aufbaut, zu denen das Kind zum Wochenende gehen und bei denen es später während der Lehre wohnen könnte. Der Schritt vom Heim zum Familienleben fehlt, sowohl in der Schweiz wie weltweit. Deshalb werden auch die meisten Zöglinge schlechte Familienväter: Sie haben nie eine intakte Familie gesehen. In der Weiterbetreuung heimentlassener Zöglinge sehe ich eine dringende Aufgabe des Staates. Die finanzielle Hilfe des Staates steht zu den Bedürfnissen in keinem Verhältnis.
 «SE»: Wie sind Sie und Ihre Leute ausgebildet?
 Dr. Zindel: Ich bin Heilpädagoge. Wir bilden unsere Heimerzieher selber in unserem Sinn aus. Wir glauben, der Heimerzieherberuf verlangt ein grösseres Engagement als irgendein anderer Beruf.
 «SE»: Finden Sie Leute, die bereit sind, sich so für diesen undankbaren Beruf zu engagieren?
 Dr. Zindel: Obwohl unser Beruf finanziell nicht attraktiv ist, weil wir im Diakonieverhältnis stehen, finden wir immer wieder solche Leute.
 «SE»: Wir danken Ihnen für dieses Interview.